

## Antlitz der Zeit

Lyrik im besten Sinn — als Tönen des seelisch Wesenhaften — ist tiefste Offenbarung der Zeit. Was in ihren lehrhaften Schriften paraphrasierend in die Breite geht, ist hier in die gedrängteste Enge gebracht — freilich nur für den Lesbar oder besser Hörbar, der das Tönen von Seele überhaupt zu spüren vermag.

Wie gibt sich das Antlitz unserer Zeit im Tönen ihrer Lyrik?

Uns liegen aus den letzten drei Jahren eine Anzahl Lyrikbände vor, zufällig, wie es scheint, daß es gerade diese sind. Aber es zeigt sich in ihnen ein merkwürdig Gemeinsames. Wir könnten es nennen: die innere Linie des allgemeinen Weges zur „reinen Sachlichkeit“, reinen Sachlichkeit nicht nur im engen Sinn der bekannten Kunstrichtung, sondern im weiten Verstand der allgemeinen Heimkehr aus den Schwärmerjahren in schlichte Arbeit „an der Sache“.

Diese innere Linie zeigt sich (erstens) als müdes Hinfinken der ekstatischen Geste des Expressionismus. Die „Menschenkrankheit“ R. v. Woikowsky-Tillgner<sup>1</sup> ist für diese Seite bezeichnend: die Zeichnungen, die den Text begleiten, noch ganz in altem kubistischen Stil, aber die Texte selbst aus jedem Expressionismus ausgewandert in eine Sprache, die an Hölderlin und den Goethe des „Wenn der uralte Vater“ gemahnt. Es atmet darin die aufdämmernde Nüchternheit des Arbeitstages:

Die Geschenke Gottes sind keine Spielerei,

Es sind schwere, schulterstempelnde Pflichten (25).

Es ist auch darin das Zurück zur Christnacht des Kinderseins aufgewacht:

Wo wäre in der Welt  
ein Punkt, Verlöschten geheßen,  
meine Frage zu stillen,  
— als allein in der weißen  
Stunde, da, der uns verheßen,  
sich nicht mehr vorenthält.

Gegrüßt seist du, Maria (30).

Aber es ist keine Kraft mehr. Es ist im tiefsten Grunde der durchkältende Spätherbst der Enttäuschung:

Es wachsen Worte von uns und Gestalten,  
weil reif sein welk macht und von dannen gehn . . .

. . . und das Gras wird blau  
von Fäulnis einer abgefallnen Frucht . . . (15).

Es ist die harte Ironie erbarmungsloser Fremdlingschaft:

Sie wandert, die Welt, und lacht,  
lacht über nie endenwollende,  
erstaunte Gesichter von Fremdlingen. . . (47).

Und als einzige Erlösung für diese Menschheit, die in ihrer furchtbaren Ernüchterung sich wie ein einziges Rainsgesicht vorfindet (44/45) erscheint das

<sup>1</sup> R. v. Woikowsky-Tillgner, Menschenkrankheit. (48 S.) Wismar 1927, Fr. v. Wolff. M 4.65.

Verlöschen: Christus, nach des Dichters Deutung, die Sünde der Ehebrecherin in den Sand schreibend:

„Mensch und Sünde verbleichen“ . . .  
— Christus schrieb in Sand — (40).

Ein zweites Mal zeigt sich die innere Linie des Weges zur „reinen Sachlichkeit“ als ehrfurcht-geleitete Brechung alles schwelgenden Erlebens unter „Gesetz“ und „Wort“. Man könnte diese Seite nennen: die Taufe Stefan-Georgescher „Form“ in die reformatorische Frost-Klarheit des Karl-Barthschen „Wortes“. Hans Boeglins Dichtungen „Dämmerndes Reich“ und vor allem „Die Stufe Welt“<sup>1</sup> stellen das sehr deutlich dar:

Wir dienen einem Herrn der uns verachtet  
Der immer nur uns mit geboten streicht (Die Stufe Welt 5).

Gott ist ein vogelsteller: uns zu haschen  
Spannt Er sein netz — die buntgewirkte welt —  
Und treibt uns in die windgeblähten maschen. . .

So warten wir auf Gottes schweren schritt (ebd. 6).

Und auf die Verzweiflung im Dunkel (das reformatorische Gefangensein unter dem Fluch des Gesetzes) antwortet allein die erhabene Kühle des „reinen Wortes“:

Ihr könnt auf keine art Mich sonst besigen:  
Ich bin im Worte euch das sakrament (ebd. 43).

In dieser strengen Schule reift gewiß die Sachlichkeit einer weise gedrängten Form:

Der herbst hat sich verschwendet  
Das fest ist schon beendet  
Das gold ist gelb und blind  
Es geht ein nebelwittern  
Um zaun und zweig. Nun zittern  
die letzten blätter vor dem winterwind (Dämmerndes Reich 28).

Aber es ist — folgerichtig zur ungelösten Starrheit ihrer religiösen Wurzel — schließlich eine Sachlichkeit, die unruhig zwischen übersteigertem Formprangen und kalter Spätherbstleere hin und her schwingt:

Verbrauchtes licht entquilt der leeren schänke  
Die häuser frösteln weil sie müde sind  
Die lampe stöhnt im rostigen gehenke  
Und durch die gasse reißt der wind (ebd. 33). . .

So scheint eine dritte Art mehr zu versprechen: die „reine Sachlichkeit“ des kraftstrogenden Wachsens aus der Heimerde: Heimkehr aus der Problematik der Großstädte in die rein vitale Urwüchsigkeit des Landes. Das Stärkste Jakob Kneips wie Gerrit Engelkes wie Jos. Georg Oberkoflers ist hierfür Beispiel, ebenso aber auch, wenn wir uns nicht täuschen, der geheime Akzent der Dichtungen Siegfried v. d. Trencks, die nun, mit „Stern im Blut“, als dreigeteiltes „Lebensbuch“ fertig vorliegen.

In Gerrit Engelke hat sich ein anfänglicher Expressionismus (freilich ein wirklich kraftvoller, wie er in seinem „Rhythmus des neuen Europa“ dahin-

<sup>1</sup> Hans Boeglin, Dämmerndes Reich. (79 S.) Detmold 1928, Meyersche Hofbuchhdl. M 2.50; ders., Die Stufe Welt. (47 S.) Ebd. 1928, M 2.—

stürmt<sup>1)</sup> in der Liebe zu seiner Braut in die Stille großen Lebens befreit. Jakob Kneip, seinem Freund, verdanken wir den Einblick in die Gänge dieser Entwicklung. Die „Briefe der Liebe“<sup>2)</sup>, wie Kneip die Sammlung der Brautbriefe Engelkes betitelt hat, sind eines der ergreifendsten Dokumente echten, reinen Menschenlebens. Das Ringen zwischen Mann und Frau gibt sich in seinen tiefsten Akzenten, und doch immer, bei aller Glut der Empfindung, von einer fast höfischen Ehrfurcht durchzittert („meine liebste kleine Dame“). In diesem Ringen ist der ekstatisch-rafende Dichter des „rafenden Psalm“ zu seiner letzten Dichtung gewachsen (wenige Monate vor seinem Tod im Feld), die allen Raufch des Schaffens in die Kindes-Hingabe in das Mütterliche begräbt:

Da hebt sich auseinander  
menschliche Reihe!  
Frau und Frau, Weib und Weib:  
lange Reihe der Mütter.  
Von Dämmerung umrauscht,  
Alte, Junge, Greisinnen; schweigend —  
Und im Schweigen erhaben wie Schicksal  
vor die strömende Wand  
des Horizontes gebannt (142).

Siegfried v. d. Trend's „Stern im Blut“<sup>3)</sup> verrät schon im Titel die innere Spannung (die all seine Dichtungen<sup>4)</sup> beherrscht) zwischen einer religiösen Problematik, die bis fast zu buddhistischer Weltabwendung emporsteigt, in die unbewegte Jenseitigkeit des reinen „Sterns“, und doch einem Lebensraufch, der in die Erdfülle aller alten Sagen von Menschenliebe und Menschenhaß sich hineingräbt, um ihres Lebens übervoll zu werden, ganz in die Tiefe des „Bluts“. Am ergreifendsten gibt sich dieses Stürmen zwischen Himmel und Erde in dem Gegensatz zwischen Venus Melusina und „Einsiedler und Jünger“. Dort der Traum vor dem Hörselberg:

Du Uarmen, du Gestalten,  
Stillehalten und Gewähren,  
du Entreißern und Verzaubern,  
du Beglücken tief aus Glück (67).

Hier die unbewegte Ruhe des Weltentwanderten:

Wohnst du erst an Gottes Meer,  
rühren dich nicht Stürme mehr,  
kennst kein Hier und Nun (133).

Was in Gerrit Engelke im Werden abgerissen ist, in Siegfried v. d. Trend aber in der Größe des Problems dasteht, das gibt sich als knorriges Gewachsensein in Jakob Kneip's bislang reifstem Werk (in das sich die Unruhe des „lebendigen Gottes“ befreit hat), im „Bekenntnis“<sup>5)</sup>. Jakob Kneip steht von Anfang an eigentlich in der Sachlichkeit von Volk und Acker und Wald, so daß sein Programmgedicht „Die große Stunde“ (Bekenntnis 7 ff.) selber schon in der Großstadtferne des Hunsrück anhebt: „Auf unserm Berg,

<sup>1)</sup> Vgl. diese Zeitschrift 102 (1921/22) 317 ff. Zu 319 unten vgl. jetzt in den „Briefen der Liebe“ 82 f.

<sup>2)</sup> Gerrit Engelke, Briefe der Liebe. (160 S.) M.-Gladbach 1926, Drplid.-Verlag. M 3.60

<sup>3)</sup> Siegfried v. d. Trend, Stern im Blut. (180 S.) Gotha 1928, Leop. Klog. M 5.—

<sup>4)</sup> Vgl. diese Zeitschrift 109 (1924/25 II) 34 und 112 (1926/27 I) 320.

<sup>5)</sup> Jakob Kneip, Bekenntnis. (174 S.) Berlin 1927, Horen-Verlag. M 6.—

wenn wir im Abend saßen . . .“, und die Expressionismus-Dynamik und Expressionismus-Realistik die Urlebendigkeit des „lebendigen Gottes“ des derb konkreten Hunsrück-Dorfes ist:

Des Abends treten Knecht und Magd  
bestäubt, schwerknöchig um den Eichentisch.  
Schweiß des Tagwerks,  
Ruch von Stall und Vieh,  
von frischem Klee und feuchter Ackererde . . . (11).

Und auch die Gottes-Problematik von Gottes erschreckender Unsichtbarkeit, die durch all seine funkelndste Sichtbarkeit, mit Karl Barth gesprochen, „senkrecht“ hindurchschneidet, hat in diesem Hunsrücker Dichterleben die Gestalt des unheimlich erdhafte[n] Erlebnisses des Dorfjungen, der die Heilige Wandlung sichtbar faßbar greifen wollte:

Ich laure fröstelnd im dunklen Glockenhaus  
und schluchze — suche — finde kein Gebet . . .  
Da stößt  
der Wind durchs offene Tor und bläst  
mir eine Handvoll Schneestaub in den Nacken.  
Da wank auch ich hinaus.  
Die alte Backesmarei mit ihrer Krücke  
hinkt hinterdrein:  
wir waren die Letzten (55).

So ist es nicht auffallend, daß diese Entwicklung in eine wahrhaft männlich-stärke Gottes-Anschauung mündet: Gottes Größe wachsend vor der trotzig ringenden Seele:

Bebend blühte meine Seele auf:  
Du wilder Erzeuger, Befruchter!  
In bittren Süchten Gesuchter! —  
Dir breit ich rufend meine Arme aus,  
meine morgenstarken Mannesarme:  
Gott der Qualen,  
Gott der Stürme,  
Gott des Aufbruchs,  
Gott der Städte, die von Menschen, Taten, Gier und Lust frohlocken,  
die in Lichtern, Wagen und Maschinen,  
die in Kampf und Tod  
Deinen Atem, Grimmiger, fortbrausen:  
Dir, Gott, atme ich;  
vor Dir knie ich,  
Gott,  
Dich bet ich an (113 f.).

Aber dieses Gottesbild doch sich klärend in den Gott der großen Stille:

Zwischen Himmel und Erde  
welteinsam im Waldgehöft  
hause ich in tiefster Mitternacht,  
höre Wetter und Winde  
und der Erde leisen Gesang  
von Ewigkeit  
zu Ewigkeit (149).

Selige Tage, wenn die Hecken blühen,  
bunte Vögel hüpfen von Zweig zu Zweig;  
Lerchen steigen  
über mir ins Blau —

Rings im Land besonnte Dörfer liegen,  
und die Glocken — und die Glocken klingen  
über meinen Hügel weit ins Land (167).

Am greifbarsten aber ist die Wendung aus Großstadt-Problematik in die schweigende Größe der Natur im Gegensatz der zwei Gedichtbände Jos. Georg Oberkoflers zu spüren. „Gebein aller Dinge“ (1921) gab sich als ungeklärtes, stellenweise fast rhetorisch-peinliches, Hin und Her zwischen einer poetischen Idealistik und einem gequälten Suchen, das sich vergebens in eine prunkende Apokalyptik verstieg: die wort-gewordene Unrast des Wurzel-Losen:

Wie nenn ich es? Ist's Gott? Ist's Urbeginn  
des letzten Schicksals, das ich großgezogen?  
Ist's Weib? Ist's Tod? Das Opfer ohne Sinn? (35.)

Der neue Gedichtband „Triumph der Heimat“<sup>1</sup> ward nun wirklich Triumph der Heimat über den vordem Heimatfremden, so daß es wie ein wundervoll starkes Aufatmen in reiner Vergluth durch diese Verse geht, die auch rein im Stil das Haltlose und fast Getänzel des „Gebein aller Dinge“ in schweigende Gefügtheit überwunden haben. Gewiß sträubt sich auch in diesem Band nicht allzu selten eine fast aufdrängerische Gefühlsbreite gegen den harten Zwang der „Form der Berge“: der „Literat“, der den „Bauer“ verfälschen will. Aber in den wenigen Gedichten, in denen nur der Bergbauer spricht, ist eine stille Größe erreicht, der gegenüber auch das Beste Kneips wie „große Worte“ anmuten möchte. Die Subjektivität des Erlebenden ist in das Objektive des Lebens der „Väter“ befreit:

Ich bin nur die Stimme der Väter,  
die aufgewacht ist in mir.  
In den Kammern des Heimwehs schlief sie lang (9).

Das Ich verschweigt sich in die Majestät des Lebens in Acker und Hof:

Immerzu tragen Sonne und Mond  
die goldenen Eimer,  
überquellend von Licht  
und schütten sie aus  
hinab in den uralten Brunnen  
der unergründlichen Seele.

Unserer Höfe Gemarkung  
und des Weibes Umfriedung  
schlingt einen ewigen Ring um uns,  
leuchtend vom Spiel der Kinder (25/26).

Und verschweigt sich tiefer in die große Genüge der letzten Bescheidung:

Von allem Glücke bleibt,  
von allem Leid ein zitternder Klang nur,  
wenn des Todes Ahnung  
das erlösende Lied  
still in den Abend des Lebens spielt.

... Verzicht und Genügen umruhn  
das verdämmernde Herz (107).

<sup>1</sup> Jos. Georg Oberkofler, Triumph der Heimat. (107 S.) München 1927, Kösel-Pustet. M 3.80

Allein die Kraft dieser „Sachlichkeit“ von Volk und Acker und Wald ist doch zugleich (was bei Kneip in einem Übergewicht der Worte über das Ergebnis, bei Oberkofler in der relativen Seltenheit des ganz Großen gegenüber dem Gewollten des übrigen sich verrät) — ihre heimliche Schwäche: ihre Erdverbundenheit bindet sie auch in den jähen Umschlag des Erdhafsten, in die gefährliche Nähe seiner Kraft zu dämonischer Leidenschaft und seiner Frühlings-Überfülle zum Verwesungsgeruch der Spätherbste. So eröffnet sich uns eine neue Seite unserer „inneren Linie“: (drittens) die Sachlichkeit unbarmherziger Realistik der Vergeblichkeiten und Zerrissenheiten des rein naturhaften Lebens. In ihrem Kohelethklang berührt sie sich gewiß mit unserer ersten Gruppe, aber dieser ist in seinem Durchgang durch die Sachlichkeit von Volk und Acker und Wald aus erlesener Feinheit in dumpfe Erdschwere gewandelt. Das ist das Gemeinsame der „Ausgewählten Gedichte“ Ferd. Mayer-Eschenbachers<sup>1</sup> wie der „Anfliggedichte“ Heinr. Suso Waldeck's<sup>2</sup>. Beide streben nach der reinen Anschaulichkeit des Wirklichen. Beide machen geradezu verzweifelte Anstrengungen, dieses rein Wirkliche auch in strahlendem Sonnenlicht zu malen. Aber beiden mißlingt alles Helle und Freudige in hohles Pathos, und nur ihre schlichten Wiedergaben der Zerrissenheiten atmen ergreifende Echtheit.

Mayer-Eschenbachers Lieder tragen um ihre Dunkelheiten noch einen gewissen Hauch der Verklärung, wenngleich ihre Sprache immer unbarmherziger wird:

Gestrüpp des Kammers hängt sich an die Kreise  
der Verklärten, und ein Reif fällt leise  
auf die Fahre, die sich fröstelnd rührt (13).

Ein Reis aus Dorn und Gram  
durchkrümmt mich ohne Ruh.  
Was sonst ein süßes Schwärmen,  
ist heut ein heimlich Härmen.  
Ach, Herz, was hast denn du? (28).

Aber bei Waldeck geht es in die letzte Unerbittlichkeit:

Dies ist Martins Haus, den sie heute verscharren.  
Dumpf ins Hoftor rumpelt der schwarze Karren.  
Zwei blöde kleine Mädchen kauern am Zaun,  
die starr wie ausgestopfte Vögelchen schaun (407).

Schlaflos hockt der Wintervogel im kahlen Glieder,  
blinzelt angstgebannt auf gräulichen Spuk hinab:  
faulenden Hemdes kehrt der satte Vampir wieder,  
kriecht in stummem Blutrausch, tappt nach seinem Grab (36).

So wird diese letzte Sachlichkeit zur rücksichtslosen Forderung an den Glauben über alles Verstehen und Begreifen hinaus:

Sei ein Kind, denn du bist es!  
Bescheide dich, beuge dich, bete! . . .

Bruder! Das Dunkel in allen Dingen ist Gott (66/67).

<sup>1</sup> Ferd. Mayer-Eschenbacher, Ausgewählte Gedichte. (48 S.) München 1927, Rösel-Pustet. M 3.—

<sup>2</sup> Heinr. Suso Waldeck, Die Anfliggedichte. (81 S.) Wien 1927, Officina Vindobonensis Jahoda & Siegel.

Hier liegt in der Tat die Lösung. Denn auch „reine Sachlichkeit“ ist noch Titanismus, Titanismus einer vergeblich angestrebten „Unpersönlichkeit“ des Lebens und Schaffens, „objektiv über allen Dingen“ wie — Gott. Die einzige menschengerechte Sachlichkeit ist die Sachlichkeit des schlichten Kindes.

Hier tritt uns das Hoffnungsvollste unserer Zeit entgegen, das reisende Erbe der Jugendbewegung: Rückkehr zum einfachen Volkston. Es ist als Bereitung in zwei Gedichtbänden, die sich sonst hie und da allzugern ins Beschreibend-Literarische bzw. in einen unmöglichen Prophetenton verlieren: Martha Grosses „Wir Frauen“<sup>1</sup> und Otto Schödel's „Die Geister in dem kleinsten Haus“<sup>2</sup>. Es ist das Geheimnis des Zaubers, der Friedrich Schreyvogls „Ruf in die Nacht“<sup>3</sup> eignet, diesen fast frauenhaft zarten Liedern vom vergeblich ersehnten Kind. Als eigentlich vermeintes Ziel schwebt es auch Albert Sergels „Glockentraum“<sup>4</sup> vor, wenngleich es hier nicht selten in Abgegriffenheit sich mißverstehet. Und recht verheißend läutet es in H. F. Christians „Der wehende Gott“<sup>5</sup>:

Daß Gott in dir und Gott in mir,  
das macht uns beide erst ganz zum Wir.

Und du bist keins, und ich bin keins,  
aber in Gott sind wir beide Eins.

Und du bist sein Kind, und ich bin sein Kind,  
vor Gott wir beide Geschwister sind.

Und du gehst zu ihm, und ich geh zu ihm —  
und werden sein wie die Cherubim (17).

Aber die innerste Tiefe dieser Sachlichkeit des schlichten Kindes gibt sich in den letzten reifen Gaben von drei unserer Besten, alle drei grundverschieden voneinander, und doch eins in dieser einen letzten Köstlichkeit: Hermann Bahr, Ruth Schaumann und Reinh. Joh. Sorge.

Hermann Bahr hat freilich kaum eine Zeile Lyrik geschrieben. Aber man darf wohl sagen, daß seine Prosa, nicht zuletzt die Prosa seiner Tagebücher, den Klang unserer besten Lyrik, der Lyrik Goethes, geheim in sich trägt. Dieser Klang ist in seinen neuesten drei Büchern besonders spürbar. Der Tagebuchband 1924/26 „Der Zauberstab“<sup>6</sup> trägt gewiß noch an sich, was die Tagebücher Bahrs so fesselnd macht, die schier unbegrenzte Einfühlungsweite. Aber das Sprühen der früheren Bände ist stärker in eine ruhige Gelassenheit befriedet: „Form finden heißt bindende Kraft finden“ (78). Das ist dann auch wohl der Grund, daß Bahrs neuester Roman „Der inwendige Garten“<sup>7</sup> fast ganz sich in das begrenzte Geschehen eines Gespräches geballt

<sup>1</sup> Martha Grosse, *Wir Frauen*. (144 S.) <sup>2</sup> München 1927, Kösel-Pustet. M 3.50

<sup>2</sup> Otto Schödel, *Die Geister in dem kleinsten Haus*. (57 S.) Detmold 1928, Meyersche Hofbuchhandlung. M 4.—

<sup>3</sup> Friedr. Schreyvogel, *Ruf in die Nacht*. Worte an ein Kind. (42 S.) Wien 1925, Paul Knepler. M 2.50

<sup>4</sup> Albert Sengel, *Glockentraum*. (180 S.) Hildesheim 1926, F. Borgmeyer. M 4.50

<sup>5</sup> H. F. Christians, *Der wehende Gott*. (181 S.) Leipzig 1925, H. Haessel. M 4.—

<sup>6</sup> Hermann Bahr, *Der Zauberstab*. Tagebücher 1924/26. (388 S.) Hildesheim 1927, F. Borgmeyer. M 9.—

<sup>7</sup> Derf., *Der inwendige Garten*. (194 S.) Ebd. 1927. M 4.50

hat, durch das die Geschehnisse beinahe nur noch wie Erinnerungsschatten gehen. Man würde die Rede des Grafen über die Ehe darin mißverstehen, wenn man sie, wie es leider ein Watzkettel tat, als Gestattung von Freiheiten auffaßte. Sie gehört eng mit den Worten des Bauernpfarrers zusammen und ist mit ihnen zusammen Bahrs tiefes Wort über die unüberwindliche Sachlichkeit des Sich-Verschweigens ins Objektive: gegenüber der Heiligkeit der großen Institutionen, wohinein auch die Ehe gehört, ist das wechselnde Gefühlsleben eine Belanglosigkeit, über die sie mit einem großen Lächeln (das beim Grafen nur noch die unnachahmlich köstliche altösterreichische Lässigkeit als konkrete und etwas karikierende Färbung an sich trägt) zur Tagesordnung übergehen. So ist es kein Wunder, daß Bahr diese seine letzte Weisheit ganz ausdrücklich, in seinem kleinen (meisterlich ausgestatteten) „Himmel auf Erden“<sup>1</sup>, einem Benediktiner auf die Zunge legt. Noch einmal jubelt hier des Dichters Freude an den Spannungsweiten des Barock. Aber sie ist gereift in die Geistesweite des benediktinischen „Pax“, das hier, in der feinen Anschauung vom gegensätzlichen Einander-Bedingen zwischen Sankt Benedikt und Sankt Ignatius (mit seiner vielleicht ungewollt schelmischen Illustrierung in der Bildbeilage dieser Seiten), zur Weite der ganzen Kirche Ja sagt. Es ist die Sachlichkeit des fraglosen Dienens, freilich doch darum so groß, weil es hier ursprüngliche Kraft und Weite ist, die in den stummen Dienst sich beugt.

Bei Ruth Schaumann hat dieses Gleiche die wärmeren weicherer Akzente des tiefen Sich-hinein-vertrauens, eines stillen Sich-hinein-schmiegens: wie ihre wundervollen Zeichnungen zu Peter Dörflers schönster Erzählung „Als Mutter noch lebte“<sup>2</sup> und noch eindringlicher die einzigartige Harmonie zwischen Wort und Bild ihrer „Rose“<sup>3</sup> es bergen: das dunkle, groß rein aufgeschlagene Kinderauge:

Halm und Zweig,  
Hang und Steig  
tragen Frucht und Saaten.  
Liebe Seele sei nicht bang:

einen süßen Lobgesang  
reife du dein Leben lang  
aus allen deinen Taten.

(Die Rose 28.)

So ist denn in ihrem großen Gedichtband „Der Rebenhag“<sup>4</sup> aller noch anhangende Expressionismus der „Kathedrale“ (mit einigen Ausnahmen im Mittelteil) in eine bezaubernde Innigkeit und Einfalt gereift. In ein ruhiges Sich-schmiegen in Gottes Welt:

Aller Atem geht, als schlief  
sanft ein Kind auf frommem Buch,

und der Hauch der Sternentiefe  
bläht so sacht des Fensters Tuch (13).

In ein stilles Eins von Mensch zu Mensch:

Steht die Türe offen,  
sind zwei Kammern eins,  
all mein stilles Hoffen  
ist im Grunde deins. . .

Ist die Türe offen,  
sind zwei Kammern eins,  
rauschen ohne Pause  
hin zum ew'gen Hause (54).

<sup>1</sup> Hermann Bahr, Himmel auf Erden. Ein Zwiegespräch. (45 S.) München 1927, Ars Sacra. M 1.60

<sup>2</sup> Peter Dörfler, Als Mutter noch lebte. Mit Holzschnitten von Ruth Schaumann. (275 S.) Freiburg 1927, Herder. M 12.—

<sup>3</sup> Ruth Schaumann, Die Rose. 24 Holzschnitte mit Versen. (54 S.) München 1927, Kösel-Pustet. M 5.—

<sup>4</sup> Dies., Der Rebenhag. (219 S.) Ebd. 1927. M 5.— Vgl. zu obigem diese Zeitschrift 109 (1925/26 II) 30 und 110 (1926/27 I) 319.

## In das unsagbare Eins von Mutter zum Kind in ihr:

Die Abendwinde wehen,  
es blüht und atmet mit  
und macht aus unserm Gehen  
nur einen einz'gen Schritt.

Der Mond und Gottes Sterne  
sind hell mit ihm im Bund,  
es wohnt nicht in der Ferne,  
es singt aus meinem Grund (68).

Und so zuletzt in das geheimnisvollste Eins der offenen Seele zu ihrem Sich neigenden Gott:

Schwillt mein Herz, so weiß ich, daß Du bebst,  
schmerzt mein Tod, so weiß ich, daß Du lebst  
wie ein übergroßes Dichterwandern  
und auch mich von Diesem nach dem Andern  
wie den Odem mit den Lippen hebst (177).

Damit aber ist das Motiv berührt, darin dieselbe Sachlichkeit des Kinderseins in Reinh. Joh. Sorge erklingt: das Motiv des restlosen Sich-hinopfern —, und in ihm um so ergreifender als am Eingang seiner Dichterlaufbahn die größte Schöpfung des titanisierenden Expressionismus stand, sein dithyrambischer „Bettler“. Dieser große Gang eines Menschenlebens von Himmelsstürmen (im „Bettler“) zu Saulus-Bekehrung (im „Suntwar“), zu Kinder-Innigkeit (im „Gericht über Zarathustra“), zu demütigem Magdum (in „Metanoëite“), zu restlosem Opfer (in „Mutter der Himmel“)¹, dieser Weg liegt uns nun, in seiner persönlichsten Innenseite offen in den Lebenserinnerungen „Unser Weg“, die Frau Susanne M. Sorge, des Dichters Witwe, als ergreifendes Mosaik aus Briefen gefügt hat². Jedes Wort zu diesem Buch über eine begnadete Seele ist eigentlich zu viel. Es mündet in ein Gebet des Dichters, das unserer Titelfrage die tiefste Antwort gibt:

O wie herrlich und über alles erwähnenswert, sein Herz und Geblüt dem höchsten König fromm zu weihen! Sage: welche Obhut ist sorgsamer, als die Obhut des Weltenschöpfers, denke nach: welches Leben ist seliger, als das Leben eben dieses allbeherrschenden Geistes! Und dein ist dieses Leben, wenn du dich Ihm schenkst, es erfüllt dich, wenn du dich vor Ihm jeden eigenen Willens entleerst. O heiligster Herr, Dein sein, für Dich sein, mit Dir sein, durch Dich sein! (123.)

Hier hat neuzeitliches Ringen das berührt, was in Dauer über Raum und Zeit durch eine Dichtung atmet, die das tönende Gewand der Heiligen Kirche ist: die Dichtung ihrer Hymnen. Richard Zoosmann schenkt unsern Tagen gerade recht eine reiche Ernte von (freilich nicht immer einfach und getreu genug gefügten) Übertragungen aus ihnen³. Es ist immer das gleiche Einfältige:

Sed amem te, quod mea spes,  
quod meum summum bonum es,

Ich lieb dich, weil mein Hoffen ruht  
in Dir als meinem höchsten Gut.

Grich Przywara S. J.

¹ Vgl. diese Zeitschrift 109 (1924/25 II) 31.

² Sus. M. Sorge, Reinhard Johannes Sorge. Unser Weg. (135 S.) München 1927. Kösel-Pustet. M 3.60.

³ Rich. Zoosmann, Laudate Dominum. Altchristliche Kirchenlieder und geistliche Gedichte, lateinisch und deutsch. (VIII u. 965 S.) München 1928, Georg Müller. M 15.—